

Über den »Akkudativ« im Berlinischen

Von PETER SCHLOBINSKI

In memoriam Agathe Lasch

Beim Akkudativ handelt es sich um ein sprachliches Phänomen, auf das erstmals Carl Philipp Moritz in seinen Briefen *Über den märkischen Dialekt* als »öftere Verwechslung des Akkusativ's und Dativ's« (Moritz, 1781, S. 6) eingegangen ist und das sich im Volksmund in idiomatischen Wendungen wie »Der Berliner sagt immer *mir*, ooch wenn't richtig is« oder »Ich liebe *dir*, ick liebe *dich*, wie't richtig heißt, dit weeß ick nich« niedergeschlagen hat. »Der Verfall von Dativ und Akkusativ« (Lasch, 1928, S. 267) zeigt sich darin, daß »Dativ und Akkusativ nicht unterschieden [werden]; die für beide gemeinsame Form wird scherzhaft Akkudativ genannt« (Meyer, 1925, S. 9).

Im folgenden sollen einige ernsthafte Bemerkungen zum Akkudativ gemacht werden. Dabei steht im Zentrum die Analyse einer Quelle aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die mit den Analysen von Kruse (1987) zum Kasusgebrauch in Glaßbrenners Schriften verglichen werden soll.

1. Das Phänomen des »Akkudativs« in der sprachwissenschaftlichen Forschung

Während in den meisten sprachwissenschaftlichen Arbeiten, die sich mit dem Akkudativ im Berlinischen beschäftigen, ganz allgemein von Kasusverfall oder Verwechslung von Kasus die Rede ist, geben Rosenberg (1986) und Kruse (1987) eine explizite Definition von Akkudativ:

»Akkudativ sei definiert als eine syntaktische Variation, deren Ursprung in dem »Zusammenfall von Akkusativ und Dativ« [...] zu sehen ist und sich in der Verwechslung der Kasus niederschlägt.« (Kruse, 1987, S. 44, Anm. 13.)

»[...] als einheitlichen Objektkasus (in dem Dativ und Akkusativ, mit Präpositionen auch der Genitiv, aufgehoben sind)« (Rosenberg, 1986, S. 133).

Kruses Definition bildet das Phänomen relativ genau ab, allerdings wäre hier nicht von »syntaktischer Variation«, sondern von einer morphosyntaktischen Variablen mit den genannten Ausprägungen zu reden. Kruse hebt zwei Aspekte hervor, die für das Phänomen des Akkudativs relevant sind und deren Dimensionen in der Literatur bis auf Agathe Lasch (1928) nicht sorgfältig genug berücksichtigt worden sind, nämlich daß,

1. historisch gesehen, es sich beim Akkudativ um einen neutralisierten Kasus handelt, was sich
2. in bezug auf die hochdeutsche Norm in der Verwechslung der Kasus niederschlägt.

Rosenberg hebt in seiner Definition den Aspekt der Vereinheitlichung hervor, differenziert indes nicht zwischen Objektkasus und präpositionalregiertem Kasus; zudem spielt der Genitiv, der ja im Standarddeutschen besonders stark markiert ist und im Berlinischen durch eine Präpositionalphrase mit *von* gebildet wird, nur eine marginale Rolle und ist nur indirekt zum Akkudativ in Beziehung zu setzen. Für die folgenden Ausführungen ist es sinnvoll, zu präzisieren, was unter Kasus zu verstehen ist. Es soll dabei unterschieden werden zwischen Kasus als morphosyntaktischem Phänomen (z. B. Dativ-NP, Akkusativ-NP) und Kasusrollen oder thematischen Rollen wie Lokativ (»das Buch

liegt auf dem Tisch«) und Destinativ (»ich lege das Buch auf den Tisch«). Unter morphosyntaktischen Gesichtspunkten wollen wir unterscheiden zwischen Argumentkasus (verbregierter Kasus) und präpositionalregiertem Kasus sowie Kongruenzkasus. Kongruenzkasus tritt sowohl im verb- als auch im präpositionalregiertem Kasus auf, wenn nämlich ein Kernnomen durch kongruenzfähige Glieder adnominal modifiziert ist und die Glieder im Kasus mit dem Bezugsnomen im Kasus kongruieren.

Nicht nur hinsichtlich der Definition des Akkudativs gibt es unterschiedliche Positionen, sondern auch im Hinblick auf die Fragen, wie sich der Akkudativ historisch entwickelt hat (Seelmann, 1921, S. 76, versus Lasch, 1928, S. 280; s.u.) und ob der Kasusgebrauch determiniert ist oder vielmehr eher Zufallsprinzipien unterliegt. Stichwort: »Der Berliner sagt immer *mir*, ooch wenn't richtig ist« versus »... wie't richtig heißt, dit weeß ick nich«. Die erste Position, die die vorherrschende ist, läßt sich zu der These zusammenfassen, daß Dativ und Akkusativ nicht einfach verwechselt werden, sondern daß der Kasusgebrauch in die eine oder andere Richtung geht. Wir wollen dies als die deterministische Position bezeichnen.

»Wer das glaubt, daß der richtige Berliner *mir* und *mich*, *dir* und *dich* vertausche oder nach Belieben anwende, ist im Irrtum. Von Natur kennt er nur *mir* (betont *mia*, *wia*, und unbetont *ma*, *wa*) und *dir*.« (Meyer, 1925, S. 11.)

»Die Präpositionen verlangen im Berlinischen in Verbindung mit einem Nomen den Akkusativ, mit einem persönlichen Pronomen den Dativ« (Gebhardt, 1933, S. 60).

Zusammenfassend läßt sich festhalten, daß nach Meyer im Personalpronomen der 1. und 2. Ps. der Dativ steht, ob in verb- und/oder präpositionalregierter Position wird nicht weiter spezifiziert. Nach Präpositionen stehen nach Gebhardt Nomen bzw. Nominalgruppen im Akkusativ, Personalpronomina im Dativ.

Eine realistischere Position, in der die Determination des Kasusgebrauchs in Richtung starker Abhängigkeitsbeziehung abgeschwächt wird, nehmen Maass (1878) und Schönfeld (1986) ein:

»Er [der Brandenburger, P. S.] gebraucht in 100 Fällen, in denen 50 Mal der Dativ und 50 Mal der Akk. richtig wäre, wenigsten 90 Mal den Dativ und in den übrigen 10 Fällen versucht er noch auf allerlei Weise um den Akk. herumzukommen. Er ist durchaus mirig.« (Maass, 1878, S. 37.)

»Nach Präpositionen steht in Verbindung mit einem Nomen gewöhnlich der Akkusativ, mit einem persönlichen Pronomen der Dativ [...].« (Schönfeld, 1986, S. 242).

Gegenüber der Position, daß die Kasusmarkierung im Akkudativ in hoch signifikanten Abhängigkeitsbeziehungen zu anderen morphosyntaktischen Faktoren stehe, vertreten Eberty (1878) und Rosenberg (1986) die Hypothese, daß die Kasusmarkierung im Akkudativ eher idiosynkratisch sei:

»Der alte Satz: Der Berliner sagt immer *mir*, auch wenn's richtig ist, kann nur als sehr bedingt zutreffend angesehen werden. Zwar überwiegt oft *mir* gegenüber *mich*, es herrscht jedoch weitgehend Verwirrung.« (Rosenberg, 1986, S. 138.)

»Vor funfzig Jahren aber verwechselten auch sonst gebildete Leute, besonders Frauen, beständig *mir* und *mich*, und zwar ganz willkürlich« (Eberty, 1878, S. 86).

Daß zumindest Eberty in seiner Annahme irrt, um 1830 sei der Gebrauch von *mir* und *mich* »willkürlich«, wird im folgenden deutlich werden.

2. Datengrundlage

Aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts liegt eine interessante Quelle vor, die 1973 von Mieck in den *Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins*, Heft 59, publiziert

worden ist.* Es handelt sich um die *Notizen aus meinem Leben* des Berliners Johann David Müller (1781–1844). In den »Notizen« werden Familiengeschichte und Ausbildung, Lehre, Beruf und Privatleben »zur Durchsicht für meine Kinder nach meinem Tode« (9) detailliert dargelegt. Die autobiographische Darstellung Müllers, die nie zur Publikation gedacht war, ist eine lokalhistorisch und sozialgeschichtlich interessante Quelle, in der der soziale Aufstieg Müllers vom Kaufmannsgehilfen zum Bankier dokumentiert ist. Auch sprachgeschichtlich ist diese Quelle von hohem Interesse, da hier ein Text vorliegt, der von einem Berliner geschrieben wurde, der in einfachen Handwerker-Verhältnissen groß geworden ist, also in Verhältnissen, in denen der Dialekt sicherlich eine maßgebliche Rolle gespielt hat, und der sich bildend in die bürgerliche Klasse aufsteigt. Wenn Müller es auch nicht bis zum Großbankier bringt, so wird sein hoher sozialer Status doch daran deutlich, daß unter den Paten seiner 14 Kinder sich Namen finden lassen, die – so Mieck in seinem Nachwort – »dem Kenner der Zeit vertraut sind: die Frau des Stadtgerichts-Direktors und Geheimrates Gerresheim, der Heereslieferant Trübe« (Mieck, 1973, S. 77), und so weiter.

Die Schreibsprache Müllers in den »Notizen« ist standardnah, allerdings gibt es einige Besonderheiten in der Sprache dieses »vergessenen ›echten Berliners‹ (der fast immer *mir* statt *mich* sagt)« (ibid., S. 81), nämlich im Kasusbereich. Genau deshalb ist diese Quelle für uns so interessant.

Die »Notizen« brechen im Jahre 1818 unvermittelt ab. Wann Müller seine Autobiographie genau niedergeschrieben hat, ist unklar. Fest steht nur, daß der Text zwischen 1818 und 1842 geschrieben worden ist. Mieck schließt aus der im Text vorkommenden Formulierung »jetzt in meinem Alter«, daß man »wohl frühestens an die 30er Jahre zu denken« (ibid., S. 7) hat.

Die Quelle umfaßt 70 Druckseiten mit ungefähr 191 100 Zeichen. – Für die vorliegende Analyse wurde der Text systematisch analysiert, indem der Akkudativ als eine morphosyntaktische Variable angesehen wurde, mit den Möglichkeiten, daß, ausgehend von der hochdeutschen Norm, Dativ für Akkusativ steht: Dativ > Akkusativ, Akkusativ für Dativ: Akkusativ > Dativ und den entsprechenden Möglichkeiten, daß keine Kasusverwechslung vorliegt (A-A, D-D).

Eine vergleichbare Untersuchung liegt zu Adolf Gläbbrenners (1810–1876) berlinisch verfaßten, humoristischen Schriften vor. In seiner Arbeit zum Dialektgebrauch in Gläbbrenners Schriften hat Kruse (1987) unter anderem auch den Akkudativ einer genauen Analyse unterzogen. Kruses empirische Untersuchung basiert auf Auszügen von Gläbbrenners Schriften, die zwischen 1835 und 1850 entstanden sind (vgl. ibid. 17). Das Gesamtkorpus, das mittels EDV untersucht worden ist, umfaßt 192 000 Zeichen und ist vom Umfang her mit den »Notizen« nahezu identisch, was einen Vergleich beider Korpora aufgrund absoluter Häufigkeiten ermöglicht. Die im folgenden tabellarisch festgehaltenen Werte zum Gebrauch des Akkudativs in Gläbbrenners Schriften sind entweder direkt Kruses Buch (1987, S. 44–52) entnommen oder daraus berechnet worden.

3. »Akkudativ« als Argumentkasus

Betrachten wir zunächst den Argumentkasus im Akkudativ in den »Notizen«, wobei wir als erstes die Verwechslungsperspektive einnehmen wollen, also das Phänomen un-

* Die folgenden Seitenangaben in Kurzform beziehen sich auf diese Ausgabe, im Literaturverzeichnis (s. Anhang): Mieck (1973).

ter dem Aspekt der hochdeutschen Kasusdifferenzierung und -reaktion einnehmen. Im Kongruenzkaskus nehmen den größten Anteil die Personalpronomina ein, die auch reflexiv stehen können. Von 104 Vorkommen beziehen sich 89 auf Personalpronomina und nur 15 auf NPs. Ein Blick auf die Personalpronomina zeigt (s. *Tabelle 1*), daß

- (1) praktisch immer Dativ für Akkusativ steht: *Nach langen Kämpfen entschloß ich mir ...* (35);
- (2) nur die Personalpronomina des Sg. affiziert sind; eine Ausnahme: *Ich sprach mit mehreren Berlinern ... und forderte ihnen zu einer Colleeckte auf ...* (63);
- (3) die 2. Ps. nicht markiert ist.

Daß die 2. Ps. bei Müller keine weitere Rolle spielt, ist rein textsortenspezifisch erklärbar. In der Biographie ist schlichtweg kein Mitspieler vorhanden, der entsprechend enkodiert wäre. Anders bei Glaßbrenner (vgl. *Tabelle 2*).

Der Gebrauch der Personalpronomina findet sich bei Glaßbrenner besonders häufig in der 2. Ps. Sg.; dies ist auf die dialogische Textstruktur zurückzuführen. Protagonist und Antagonist sind durch die Personalpronomina der 1. und 2. Person enkodiert. Dies zeigt sich insbesondere darin, daß von den 147 Belegen (vgl. *Tabelle 2*) 128 Belege sich auf die Höflichkeitsform beziehen: *Apropops, was ich Ihnen fragen wollte* (zitiert nach

	Dat > Akk		Akk > Dat	
	Sg	Pl	Sg	Pl
1	71	0	1	1
2	0	0	0	0
3	17	1	0	0

Tabelle 1: Personalpronomina-markierung in Abweichung von der hochdeutschen Norm bei Müller (absolute Werte)

	Dat > Akk		Akk > Dat	
	Sg	Pl	Sg	Pl
1	63	0	2	0
2	147	0	4	0
3	46	0	2	0

Tabelle 2: Personalpronomina-markierung in Abweichung von der hochdeutschen Norm bei Glaßbrenner (absolute Werte)

Kruse, 1987, S. 48). Aber auch bei Glaßbrenner überwiegt ganz deutlich Dativ > Akkusativ und auch der Plural ist nicht weiter belegt (ebenso Gebhardt, 1933, S. 55f.).¹

Unter der Bedingung also, daß eine Abweichung vom im Hochdeutschen geforderten Kasus erfolgt, tritt mit fast absoluter Wahrscheinlichkeit der Dativ in den singularischen Personalpronomina ein, während der Akkusativ nie an Stelle des geforderten Dativs steht.

Wie ist nun das Verhältnis der »abweichenden« Formen zu denen, die der geforderten Kasusreaktion entsprechen?

In den Dialekttexten bei Glaßbrenner (vgl. *Tabelle 3*) kann für die 1. und 2. Person vom Dativ als Einheitskasus geredet werden. In der 3. Ps. gibt es ebenfalls eine starke Tendenz des Dativgebrauchs, allerdings steht im Femininum und Maskulinum in etwa 20 % der Fälle, wo der Akkusativ gefordert ist, die geforderte Form.

	1	2	m	3 f	n
D - D	71.9	72.9	46.25	46.4	84.5
D > A	26.8	26.4	26.25	33.6	15.5
A > D	0.9	0.7	2.5	0	0
A - A	0.4	0	25.0	20.0	0
	100.0	100.0	100.0	100.0	100.0

Tabelle 3: Prozentuale Verteilung des realisierten Kasus im Hinblick auf den geforderten in den singularischen Personalpronomina bei Glaßbrenner

¹ Aber bei Glaßbrenner ist, wenn auch selten, das akkusativische Personalpronomen statt des dativischen belegt: »es freut mir, daß es Dich gut geht« (nach Gebhardt, 1933, S. 56). Gebhardt folgert daraus, daß zwar *mir* und *mich* nicht »bunt durcheinandergeworfen wird, [...] aber auch nicht die Regel des »Richtigen Berliners« *der Berliner sagt immer mir, ooch wenn't richtig is* uneingeschränkte Geltung hat« (ibid.). Diese Feststellung ebenso wie Rosenbergs Aussage, »Der alte Satz: Der Berliner sagt immer mir, auch wenn's richtig ist, kann nur als sehr bedingt zutreffend angesehen werden« (Rosenberg, 1986, S. 138), gehen auf Agathe Lasch zurück, nach der die diesem Satz zugrundeliegende Regularität »nur bedingt anzuerkennen« (Lasch, 1928, S. 282) ist. Laschs Äußerung bezieht sich allerdings nur auf den schriftsprachlichen Gebrauch der Frauen im 18. Jahrhundert. Für Glaßbrenner ist die Tendenz, wie gesehen, eindeutig. Die Ausnahmen werden zudem von Gebhardt als Hyperkorrektismen interpretiert: »[...] im allgemeinen steht der Dativ, gelegentlich findet sich der Schriftsprache gemäß der Akkusativ. Sobald er [der Eckensteher Nante, P. S.] aber gezwungen ist, vor der Behörde über seine Keilereien oder Spitzbübereien auszusagen, gebraucht er den Akkusativ öfter und wendet ihn auch an, wo der Dativ stehen müßte. Ähnlich ist es, wenn Eckensteher oder Dienstmädchen versuchen, ihren Freunden von ihren Sorgen und Nöten schriftlich zu berichten.« (Gebhardt, 1933, S. 55.) Damit klärt und präzisiert sich Laschs Beobachtung, »daß »mich« so stark Personen der unteren Stände in den Mund gelegt wird. Daß dies den wirklichen Verhältnissen entsprach, ist kaum anzunehmen [...]« (Lasch, 1928, S. 283). Inwieweit Autoren wie Glaßbrenner, Hopf, Cohnfeld dialektgetreu geschrieben haben, muß hier dahingestellt bleiben (vgl. Führer, 1982).

Bei den standardnahen »Notizen« (vgl. *Tabelle 4*) gibt es in der 1. und 2. Person eine starke Tendenz des Dativgebrauchs, während in der 3. Ps. das Bild uneinheitlich ist. Während im Maskulinum der Dativ überwiegt, wird im Femininum sehr häufig der geforderte Akkusativ realisiert, im Neutrum immer.

Während Kruse bei Glaßbrenner keinen Beleg für den Akkudativ in NPs ausweist², gibt es 15 Belege bei Müller. Die NPs haben folgende prototypische Struktur: NP → {Art, Pro_{Poss}} (Adj) N. (So auch in Präpositionalphrasen, siehe unten.)

In NPs liegt gegenüber der Markierungsstruktur bei den Personalpronomina eine chiasmatische Struktur vor: Es gibt eine deutliche Tendenz, daß der Akkusativ anstelle des Dativs markiert wird (vgl. *Tabelle 5*).

Fassen wir die Ergebnisse zusammen, so gibt es zwei Generaltendenzen für den Gebrauch des Akkudativs als Argumentkasus:

1. Das Phänomen des Akkudativs ist zentral für die Personalpronomina. In der 1. und 2. Ps. gibt es eine Tendenz des Dativs als Einheitskasus. Der Dativ anstelle des Akkusativs tritt mit fast absoluter Wahrscheinlichkeit in den singularischen Personalpronomina auf.

2. In NPs der oben angeführten Struktur spielt der Akkudativ generell keine große Rolle. Tritt er allerdings auf, dann gibt es eine deutliche Tendenz, daß Akkusativ > Dativ gebraucht wird.

	1	2	3		
			m	f	n
D - D	56.4	-	65.6	35.5	-
D > A	27.6	-	18.0	10.4	0
A > D	0.4	-	0	0	-
A - A	15.6	-	16.4	54.1	100
	100.0	100.0	100.0	100.0	100.0

Tabelle 4: Prozentuale Verteilung des realisierten Kasus im Hinblick auf den geforderten in den singularischen Personalpronomina bei Müller

	Dat > Akk	Akk > Dat
NPs	3	12

Tabelle 5: NP-Markierung in Abweichung von der hochdeutschen Norm bei Müller

² Gebhardt (1933, S. 52) gibt allerdings einige Belege für NPs, z. B.: »Det Stück Fleisch kannst du doch den Hund unmöglich lassen«, wobei ebenfalls immer Akk > Dat gilt.

4. »Akkudativ« in Präpositionalphrasen

Wie liegen nun die Verhältnisse in den Präpositionalphrasen? Zunächst läßt sich feststellen, daß fast nur Präpositionalgruppen vorkommen, die eine NP enthalten, also PP → P NP, wobei die NPs die oben formulierte prototypische Struktur haben, z. B. *unter den lautesten Jubel* (58). Dabei gibt es eine deutliche Tendenz, daß auch hier – wie bei NPs im Argumentkasus – der Akkusativ anstelle des Dativs gebraucht wird (vgl. *Tabelle 4*). Für sämtliche »Akkusativrealisierungen anstelle des Dativs sind [...] keine einer Präposition folgenden Personalpronomen belegt« (Kruse, 1986, S. 52); umgekehrt sind die Dativformen immer auf Personalpronomina bezogen, z. B. »Er kommt auf ihm zu« (nach Kruse, *ibid.*). Das gleiche gilt für Müller. NPs im Akkudativ zeigen immer *Akk > Dat.* In den wenigen Fällen, in denen Dativ steht, handelt es sich um Personalpronomina (*ich besorgte für ihm*, 32); Relativpronomina haben indes den vom Hochdeutschen geforderten Kasus, in zwei Fällen steht Akkusativ für Dativ (48, 55).

Bis auf die Präpositionen *für*, *gegen* und *ohne*, die nur mit Personalpronomina vorkommen und wo der Dativ anstelle des Akkusativs steht, überwiegt sehr deutlich bei allen anderen Präpositionen der Gebrauch des Akkusativs anstelle des Dativs (vgl. *Tabelle 6*), wobei Dativmarkierung auf Personalpronomina bezogen ist.

Die Belegdichte bei der Akkudativmarkierung in Präpositionalphrasen ist sehr unterschiedlich. Legt man absolute Häufigkeiten und als untere Grenze $x = 10$ zugrunde, so sind folgende Präpositionen überhaupt relevant:

Glaßbrenner: *mit > in > auf > an > zu > nach*

Müller: *zu > bey > in = von > mit > nach = auf*

Auf der Basis von relativen Häufigkeiten verschiebt sich indes dieses Bild:

	Glaßbrenner		Müller	
	Dat > Akk	Akk > Det	Dat > Akk	Akk > Det
an	1	24	0	7
auf	4	39	1	12
aus	-	-	0	5
außer	-	-	0	1
b(e)y	0	4	0	20
für	8	0	1	0
gegen	2	0	0	0
mit	0	47	0	14
in	1	42	2	18
nach	0	11	0	12
ohne	3	0	0	2
über	0	2	0	0
um	-	-	-	1
unter	0	6	0	2
von	0	6	0	18
vor	0	10	0	0
zu	0	19	0	21
zwischen	-	-	0	1

Tabelle 6: Vom Hochdeutschen abweichende Kasusmarkierung in Präpositionalphrasen bei Glaßbrenner und Müller (absolute Werte)

Glaßbrenner:

nach^(0.8) > zu^(0.7) = mit^(0.7) > an^(0.6) > auf^(0.5) > in^(0.4)

Müller:

nach^(0.08) = zu^(0.08) > mit^(0.07) = auf^(0.07) = bey^(0.07) > an^(0.05) > in^(0.04)

In den Dialekttexten von Glaßbrenner ist die relative Häufigkeit des Akkusativs wesentlich höher als in dem standardnahen Text von Müller; allerdings sind *nach*, *zu*, *mit*, *an*, *in* für beide Texte relevante Präpositionen. Trotzdem sind aufgrund der geringen Belegdichte bei Müller die absoluten Werte aufschlußreicher. Die Tatsache, daß [von NP_{AKK}] bei Müller häufig vorkommt, bei Glaßbrenner allerdings nicht weiter belegt ist, hebt sich von den Glaßbrenner und Müller gemeinsamen Tendenzen ab. (Gebhardt [1933, S. 62] indes gibt auch hier Beispiele aus Glaßbrenner, z. B. *ein Husten, von den er jedesmal befallen wird.*)

Während bei Glaßbrenner berlinische Verschmelzungen von Präposition und Artikel vorkommen wie *bei 't*, *an 't*, *aus 't* (vgl. Gebhardt, 1933, S. 61, und Kruse, 1987, S. 51), finden sich in den »Notizen« nur standardsprachliche Verschmelzungen: *beym*, *zum*, *zur*, *im*, *am*, *vom* mit standardsprachlichem Kasusgebrauch. Die beiden Abweichungen *glitt ich ... aus*, *fiel im Rinnstein* (13) und *sollen ... im Wasser geworfen werden* (58) hängen mit den Kasusrollen zusammen, da statt des entsprechenden Kasus des Destinativs, nämlich des Akkusativs, der des Lokativs gebraucht wird.

Neben den erwähnten Präpositionen, die den Akkusativ nach sich ziehen, ist noch die Präposition *während* zu erwähnen, die eine Dativ-NP regiert, z. B. *während dem Fallen* (11). Dies allerdings hat mit dem Phänomen des Akkusativs nichts zu tun, da *während* ursprünglich den Dativ regierte und erst im späteren Neuhochdeutschen den Genitiv, was darauf zurückzuführen ist, »daß der mundartliche Dat. bei *statt*, *wegen* den Gen. als das Vornehme erscheinen läßt« (Behagel, 1924, S. 51).

Ferner tritt in den »Notizen« an einer Stelle *Akk > Dat* bei der diskontinuierlichen Konjunktion *weder noch* auf: *Inzwischen war Schwartz weder der Feder noch den Entwurf ... gewachsen* (33).

Faßt man die bisherigen Ergebnisse zusammen, so ergibt sich folgendes recht einheitliche Bild für den Akkusativ im Berlinischen in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts:

1. Wird vom im Hochdeutschen geforderten Kasus abgewichen, steht der Dativ anstelle des Akkusativs in den singularischen Personalpronomina. (... *wogegen er mir auf seinem Gute aufnehmen wollte* [16]. Aber: ... *ich sehnte mich nach Verlauf eines Jahres ...* [16]. Einziges Gegenbeispiel bei Müller: ... *ich war mich allein überlassen* [16].) Ob verb- oder präpositionalregiert, spielt dabei keine Rolle. Wird im Hochdeutschen der Dativ gefordert, steht auch im Berlinischen der Dativ. Während in der 1. und 2. Ps. der im Hochdeutschen geforderte Akkusativ im Berlinischen selten realisiert wird, geschieht dies häufiger in der 3. Person.

2. Bei NPs (und auch nicht-personalen Pronomina) hingegen steht abweichend vom im Hochdeutschen geforderten Kasus genau umgekehrt der Akkusativ anstelle des Dativs, unabhängig davon, ob in verb- oder präpositionalregierter Position; z. B. prototypisch: *Bey den Beziehen des neuen Locales ...* (22). Selten vorkommend: *Diese Unterredung kam denselben sehr gelegen* (18). Der im Hochdeutschen geforderte Akkusativ wird in den Texten immer realisiert. Der Dativ anstelle des geforderten Akkusativs ist jedoch eine absolute Ausnahme.

Die bisherigen Analysen zeigen, daß der Kasusgebrauch nicht idiosynkratisch ist. Insbesondere Ebertys Aussage, daß um 1830 der Kasusgebrauch im Personalpronomen der 1. Ps. Sg. »willkürlich« (s. o.) sei, ist nicht haltbar.

5. Erklärungsversuch

Wie läßt sich nun die berlinspezifische Art der Kasusmarkierung erklären?

Zunächst einmal ist es nicht relevant, zwischen dem Akkudativ in verb- und präpositionalregierter Position zu unterscheiden; entscheidend ist vielmehr in erster Linie der Unterschied in der Markierung zwischen singularischen Personalpronomina und NPs, wie wir gesehen haben.

Für die NPs gilt folgendes: Anfangs wurde gezeigt, daß die NPs diese prototypische Struktur haben: NP → {Art, Pro_{poss}} (Adj) N. Die Information, die für den Akkudativ als Markierung angesetzt werden kann, liegt primär in der Flexion der mit dem Kernnomen kongruierenden Einheiten. Entscheidend für den Akkudativ ist also der Kongruenzkasus.

Die NPs haben in erster Linie ein maskulines Nomen der schwachen Deklination als Kern. Das heißt, im Adjektiv liegt (dies gilt natürlich auch für das N) Synkretismus zwischen Dativ und Akkusativ vor. Maskuline Nomen spielen die entscheidende Rolle. Es gibt eine deutliche Genushierarchie für die Akkusativmarkierung beim Akkudativ: mask > neutr > fem

In den »Notizen« gibt es nur 9 Beispiele für feminine Nomen. Man könnte vermuten, daß der Gebrauch der Feminina mit semantischen Faktoren zusammenhängt, aber es gibt, wie generell, keine Abhängigkeit im Hinblick auf Kasusrollen:

... und war stets pünktlich in die Classe (14), Lokativ;

... wanderten nach ihre Heimat (46), Destinativ.

Entscheidend für die Kasusmarkierung ist neben der Adjektivflexion das Artikel- und Possessivpronomenparadigma. Hier nun tritt ebenfalls Synkretismus auf, und zwar in den Fällen wo *m* → *n*, wo sich also ein neutraler Kasus herausbildet. Dieser Prozeß ist nun auf eine Lautschwächung zurückzuführen, den Agathe Lasch bereits für das Mittelniederdeutsche annimmt, nämlich »die Neigung *m* nebetonig in *n* zu wandeln [...]« (Lasch, 1928, S. 57), wobei *dem* > *den*, *em* > *en*, *erem* > *eren*. »Im Sg. stehen nun *em* und *en* nebeneinander [...]« (ibid., S. 59).

Diese Abschwächung wird für die gesprochene Sprache durch die Grammatiker des 18. Jahrhunderts bestätigt. Lasch (ibid., S. 268) führt hierfür Heynatz an: *in dem Himmel* > *in Himmel*. Daß dieser lautliche Faktor in der Tat der relevante ist, erklärt auch, »daß die Unsicherheit in erster Linie und stärker im Maskulinum eintrat« (ibid., S. 269), denn der Synkretismus auf der Basis *m* > *n* betrifft die Maskulina der starken, schwachen und gemischten Deklination.

Nach Lasch (1928, S. 60) ist die Abschwächung *m* > *n* »besonders durch die schwachbetonte Stellung hinter Präpositionen begünstigt«. Dies würde erklären, daß insbesondere präpositionalregierte NPs affiziert sind. Hinzu kommt hier, daß noch Heynatz (1772) *bei* und *neben* Dativ und Akkusativ regierten und Bödiker (1690) *bei*, *an*, *auf* als mit Dativ und Akkusativ regiert verzeichnet (nach Lasch, ibid., S. 270; vgl. Behaghel, 1924, S. 33–53). Durch die Tatsache der doppelten Rektion im Hinblick auf Lokativ und Destinativ »war ein festes Gefühl für die Rektion geschwunden« (Lasch, 1928, S. 271).

Auch dies also ein Grund dafür, daß präpositionalregierte NPs besonders betroffen sind.

Die Lautschwächung $m > n$ ist nach Lasch auch relevant für den Gebrauch des maskulinen Personalpronomens der 3. Ps. Sg., wobei ihre Erklärungen hier etwas verwirrend sind. »*Ihn* ist jetzt die vorherrschende Form [...]; *ihm* vornehmlich in bestimmten Verbindungen; »Haut ihm! Hat ihm schon! Hast ihm fliegen sehn?« (Lasch, 1928, S. 284). Welchen Zeitpunkt »jetzt« genau umfaßt, bleibt unklar. Tatsache ist, daß unsere Analyse gezeigt hat, daß praktisch immer der Dativ steht; aufgrund der Lautschwächung würden wir indes (stärker) den Akkusativ erwarten, also *ihn* als vorherrschende Form gegenüber *ihm*, analog zu den Verhältnissen in den NPs. Daß hier eine Inkongruenz in der Argumentation vorherrscht, wird auch durch das folgende Zitat Agathe Laschs belegt: »In der älteren Zeit tritt in den geschriebenen Formen das Verhältnis nicht ganz klar zutage; wo Neigung besteht -n für -m wie gesprochen auch zu schreiben, findet man wohl auch »ihn« im Dativ Sg. Bei Fr. Wilh. I., Fr. II. überwiegt wohl im Sg. »ihm«, im Plural »ihnen, ihn, sie.« (Ibid., S. 284.) Klarer und mit unserer Analyse übereinstimmend ist der Fall im Femininum des Personalpronomens der 3. Ps. Sg. Hier »überwiegt »ihr« vor »sie, se« (vielleicht unter dem Einfluß von »mir, dir« erhalten) [...].« (ibid.). Wenn man annimmt, daß Laschs Argumentation in diesem Punkt erklärungsadäquat ist, dann könnte man weiter annehmen, daß nicht nur das Femininum, sondern auch das Maskulinum des Personalpronomens der 3. Ps. Sg von *mir/dir* beeinflusst ist, daß praktisch ein Paradigmenzwang in den singularischen Personalpronomina besteht, den Dativ als vereinheitlichenden Kasus zu markieren. Die Form *ihm* wäre dann das Einfallstor für den Akkusativ, da der Lautschwund $m > n$ als antiparadigmatischer Faktor in Kraft tritt, der allerdings nicht den Paradigmenzwang aufhebt. Daß *ihm* die stabile Ausgangsform ist, hängt auch damit zusammen, daß *em* die ursprünglich mittelniederdeutsche Form war und sich Anfang des 19. Jahrhunderts auch noch in Berlin, findet, und zwar in den unteren Schichten, wie die Belege bei Glasbrenner vermuten lassen (vgl. Gebhardt, 1933, S. 55), was auch von Lasch angemerkt wird (1928, S. 284).

Die Signalwirkung für Dativ > Akkusativ in den Personalpronomina geht von den singularischen Formen der 1. und 2. Ps. aus, was schon allein der quantitative Anteil dieser Formen am Paradigma der Personalpronomina zeigt (vgl. *Tabelle 1, 2*).

Während Seelmann (1921, S. 76) annimmt, »daß auch in Berlin ursprünglich mich gesprochen wurde und dieses erst im 18. Jahrh. durch mir verdrängt worden ist«, weist Lasch (1928, S. 275–283) überzeugend nach, daß Seelmann sich hat »täuschen lassen« (ibid., S. 280, Anmerkung). »Grundlage des gesprochenen Berlinischen ist ursprüngliches »mi > mir«. Erst später dringt dann in Nachahmung des hd. Wechsels hier auch »mich« ein.« (Ibid., S. 279.)

Anders jedoch sind die Verhältnisse in der Schriftsprache. Im 17. Jahrhundert ist *mir/mich* in den Hofkreisen geschieden, was auch in den Belegen von Klettke/Mengel (1973) deutlich wird. Für Lasch (1928, S. 278) scheiden deshalb diese Hofkreise »bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts als nichtberlinisch aus unserer Betrachtung aus«. Die Mittelklasse indes »hatte allmählich einen formellen Schritt weiter getan und das »mi« der Sprechsprache an das schriftsprachliche »mir« angeglichen. Für »mich« war, wie man sieht, dabei kein Platz« (ibid.).

Während dann im 17./18. Jahrhundert bei Friedrich Wilhelm I und Friedrich II. das gesprochene *mir* in den Briefen häufig durchkommt, besitzen die Bürger der Oberklasse im geschriebenen Deutsch eine feste Kenntnis der Kasusdifferenzierung, »so daß schriftliche Ausweichungen im 17., 18. Jahrhundert hier kaum vorkommen« (Lasch, S. 281). Andererseits haben die »unteren und mittleren Kreise« und auch die Frauen der »höheren Kreise« »die Schwierigkeiten des ›mir‹ und ›mich‹ nicht immer [überwunden]« (ibid., S. 282). Und genau dies scheint auch der Fall zu sein für den sozialen Aufsteiger Johann David Müller, der durch Schulbildung und gesellschaftlichen Aufstieg die standardsprachlichen Sprossen erklimmt, andererseits aufgrund seiner Herkunft Unsicherheiten zeigt, die sich im Akkusativ niederschlagen. Müller gehört nicht zu den »gebildeten Kreisen«, von denen Agathe Lasch schreibt, die aufgrund ihrer lateinischen Schulbildung keine Kasusprobleme hatten, sondern zu jener Klasse von »Halbgebildeten« (ibid., S. 283), die den Weg für die Verwechslung von *mir* und *mich* bahnen.

Fassen wir die Ergebnisse zusammen, so gibt es zwei generelle Tendenzen, die für die Herausbildung des Phänomens des Akkusativs relevant sind:

1. In der Phase der Übersichtung des mittelniederdeutschen Sprachsystems mit dem Hochdeutschen in der Form der ostmitteldeutschen Schriftsprache (vgl. Butz, 1988) werden die Formen *mir/dir* als neutraler Kasus obliquus auf der Folie von mnd. *mi/di* adaptiert (entsprechend *uns/euch*). Die Formen *mir/dir* werden aufgrund sozio-kommunikativer Faktoren aus der hochdeutschen Varietät in das Sprachsystem der niederdeutschen Varietät Berliner Prägung integriert. Daß hierbei *mir/dir* und nicht *mich/dich* adaptiert werden, erklärt sich schon allein dadurch, daß für den palatalen Reibelaut kein Platz war, da im Niederdeutschen der (noch unverschobene) Plosiv /k/ stand. Auf der anderen Seite führt die niederdeutsche Lautschwächung *m > n* bei den nominalflektierenden Einheiten zum Akkusativ als neutralen Kasus.

Das Personalpronomen der 3. Ps. Sg. mask. (ebenso das Femininum, in schwacher Tendenz auch das Neutrum) folgt dem Kasusparadigma der Personalpronomina der 1. und 2. Person – dies ist der einzige Punkt, der den hervorragenden Analysen von Agathe Lasch widerspricht –, ist aber aufgrund der Lautschwächung *m > n* besonders »anfällig« für die Kasusdifferenzierung.³

2. Mit zunehmendem Einfluß des Hochdeutschen und infolge schriftsprachlicher Normierung wird der Einheitskasus abgebaut und differenziert. Es kommt schließlich zum standardsprachlichen Gebrauch auf der einen Seite und zu den spezifischen Verwechslungen auf der anderen. So ist nach Grad der Dialektalität im 19. Jahrhundert (Glaßbrenner versus Müller) der neutrale Kasus mehr oder weniger stark reduziert. Dabei bleibt jedoch die Tendenz »Dativ bei den Personalpronomina« und »Akkusativ bei den nominalflektierenden Einheiten« bestehen, was auch im heutigen gesprochenen Berlinisch zu beobachten ist.

³ Vermutlich wird in der Sprechsprache die Kasusmarkierung des Personalpronomens der 3. Ps. Sg. mask. eine geteilte Entwicklung genommen haben, und zwar in betonter Stellung dem Paradigma der Personalpronomina der 1. und 2. Ps. folgend, enklitisch aber dem Kongruenzkasusparadigma. Im heutigen Berlinisch tritt dies klar zutage: [ʔ un dan hä^hk tsü ʔim jəzaxt] versus [ʔun dan hä^hkə jəzaxt].

Otto, Behaghel, *Deutsche Syntax. Eine geschichtliche Darstellung. Band II: Die Wortklassen und Wortformen*; Heidelberg 1924.

Georg Butz, *Sprachgeschichte des Berlinischen*; in: Norbert Dittmar/Peter Schlobinski (Hgg.), *Wandlungen einer Stadtsprache. Berlinisch in Gegenwart und Vergangenheit*; Berlin 1988 (in Vorbereitung).

Friedrich Ebert, *Jugenderinnerungen eines alten Berliners*; Berlin 1878.

Beate Führer, *Das Berlinische im Tageschrifttum von 1848/49: Studien zum Verhältnis von Idiolekt, Soziolekt und Dialekt*; Frankfurt a. M./Bern 1982.

Heinz Gebhardt, *Glaßbrenners Berlinisch*; Berlin 1933 (= Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins, Heft 54).

Ingeborg Klettke-Mengel, *Die Sprache in Fürstenbriefen der Reformationszeit, untersucht am Briefwechsel Albrechts von Preußen und Elisabeths von Braunschweig-Lüneburg*; Köln/Berlin 1973.

Detlef Kruse, *Glaßbrenner und der Berliner Dialekt*; Berlin 1987 (= Schriften zur Berliner Sprache und Literatur, Bd. 1).

Agathe Lasch, *Berlinisch. Eine berlinische Sprachgeschichte*; Berlin 1928.

H. Maass, *Wie man in Brandenburg spricht*; in: *Jahrbuch des Vereins für nd. Sprachforschung*, IV (1878), S. 28–41.

Hans Meyer, *Der richtige Berliner in Wörtern und Redensarten*; Berlin 1925.

Ilja Mieck (Hg.), *Johann David Müller. Notizen aus meinem Leben*; Berlin 1973 (= Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins, Heft 59).

Carl Phillipp Moritz, *Über den märkischen Dialekt*; in: *In Briefen, Erstes Stück*; Berlin 1871, S. 3–24.

Klaus-Peter Rosenberg, *Der Berliner Dialekt – und seine Folgen für die Schüler: Geschichte und Gegenwart der Stadtsprache Berlins sowie eine empirische Untersuchung der Schulprobleme dialekt-sprechender Berliner Schüler*; Tübingen 1986.

Helmut Schönfeld, *Die berlinische Umgangssprache im 19. und 20. Jahrhundert*; in: J. Schildt/H. Schmidt (Hgg.): *Berlinisch. Geschichtliche Einführung in der Sprache einer Stadt*; Berlin (DDR) 1986, S. 214–298.

Dr. Peter Schlobinski

Universität, Fachbereich Sprach- und Literaturwissenschaft

Neuer Graben 40 · Postfach 4469 · 4500 Osnabrück